



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zangwill, Israel: Das Modell der Schmerzen : erstes Kapitel : wie ich das
Modell gefunden habe

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Herodot über den Kanalbau für eitle griechische Prahlerei erklärt. Dem sowie der ablehnenden Haltung Niebuhrs gegenüber hat jetzt Struck sicher nachgewiesen, daß der Kanal nicht nur gebaut, sondern auch durchfahren worden sein muß, und daß die Ergebnisse seiner Nachforschungen bestätigen, wie treu „Herodot das ihm Überlieferte aufgezeichnet und uns erhalten hat“.

So wird uns, wie aus dieser gedrängten Zusammenfassung hervorgehen wird, ein landschaftlich, kulturhistorisch und archäologisch reizvolles Stück griechischen Landes dem Naturfreunde wie dem Forscher hier neu erschlossen, und man kann nur lebhaft wünschen, daß auch der Reiseverkehr an diesem auch mit einem gesunden Klima gesegneten Ländchen nicht länger mehr vorbeigehen möge. Von Salonik aus ist ja wenigstens der westliche, kultivierteste Teil der Chalkidike leicht zu erreichen, und hier findet man sogar schon zwei aufblühende Kur- und Badeorte (Sedes und Galátista), die untrüglichen Vorboten und stärksten Vorposten moderner Kultur, die vielleicht auch einmal den ehrwürdigen Athos aus einem Sitz mittelalterlicher Askese zu einer Stätte modernen Naturheilverfahrens machen werden.



Das Modell der Schmerzen

Von Israel Sangwill

Erstes Kapitel

Wie ich das Modell gefunden habe



Ich möchte nicht behaupten, daß es irgend etwas mit meiner religiösen Anschauung zu tun gehabt hätte, daß ich mir die Aufgabe stellte, den Mann der Schmerzen zu malen, aber ich fürchte beinahe, daß mein guter alter Papa in dem Pfarrhause diesen Entschluß für ein Zeichen des Gnadendurchbruchs gehalten hat. Ich habe als Künstler immer nur ungern eine Linie zwischen dem Geistlichen und dem Schönen gezogen, da ich immer der Ansicht gewesen bin, daß die Schönheit dasselbe unbegrenzte Element umfaßt, das das Wesen jeder Religion ausmacht. Es wird mir übrigens nicht leicht, mich durch Worte auszudrücken, da der Pinsel bisher das einzige Ausdrucksmittel war, dessen ich mich bedient habe. Wenn ich trotzdem in diesem besondern Falle zu der Feder greife, um durch Worte zu erläutern, was mir vielleicht nicht gelungen ist, durch meinen Pinsel auszudrücken, so geschieht dies, weil die Kritik, die mein Bild „Der Mann der Schmerzen“ so schwer angegriffen hat, mich dazu reizt, eine Erklärung zu versuchen. Nehmen wir an, daß mein Bild nur halb ausspricht, was ich sagen wollte. Vielleicht gelingt es meiner Feder, die andre Hälfte zu sagen, besonders da diese aus Dingen besteht, die ich teils selbst gesehen, teils mir habe erzählen lassen.

Zuerst möchte ich erklären, daß das Bild, das jetzt in seinem goldnen Rahmen dahängt, weit verschieden von meiner ersten Auffassung ist, daß es sich nur langsam

Grenzboten II 1908

43

aus dieser entwickelt hat, denn ich beabsichtigte ursprünglich nichts anderes, als ein realistisches Christusbild zu malen, ein Bild des Heilands, wie er in der Synagoge von Jerusalem saß und an den Gestaden des Sees von Galiläa wandelte. Als Maler, der die moderne Richtung vertritt, schien es mir, daß trotz der unzähligen Darstellungen, die die Meister aller Nationen von Ihm gemacht haben, nur wenige, vielleicht keiner ein realistisches Bild von ihm geschaffen hat. Jede Nation hat, sich selbst unbewußt, der Christusgestalt ihren Nationaltypus verliehen, und die Verechtigung dazu läßt sich nicht ableugnen, denn was jedes Volk verehrt hat, war doch wahrhaft der Gott, den es nach seinem eignen höchsten Ebenbilde wieder geschaffen hatte. Doch war das nicht die Aufgabe, die ich zu lösen suchte.

Ich verwarf von vornherein den blonden hartlosen Typus, den Da Vinci und andre der Welt aufgedrängt haben, denn mein Christus mußte vor allen Dingen ein Jude sein. Selbst als ich auf der Suche nach einem passenden jüdischen Modell zu der Erkenntnis kam, daß es auch unter den Juden blonde Typen gibt, schienen mir diese doch germanischer Herkunft zu sein. Was mir als das Charakteristische eines orientalischen Gesichts erschien, war jene düstere Majestät, wie Rembrandts Rabbis sie uns zeigen, und die in direktem Gegensatz zu den rotwangigen Göttern Walhallas steht. Das den Juden charakterisierende Gesicht muß viel eher an den Araber als an den Goten erinnern.

Ich weiß nicht, ob der nicht fachmännisch gebildete Leser es begreifen wird, wie überaus wichtig für den Künstler sein Modell ist, wie abhängig er von dem Zufall ist, in der Natur das Werk, das er schaffen will, vorgebildet oder doch in schwachen Umrissen angedeutet zu finden. Für mich als Realisten war es unumgänglich notwendig, in der Natur das Original zu finden, denn ohne das kann kein Künstler jemals die zarten Nuancen wiedergeben, die seinem Werke den Schein des Lebens verleihen. Wenn ich trotzdem behaupte, daß ich die Natur nicht kopiere, sondern sie nur benütze und zu einem Kunstwerk umgestalte, so fürchte ich, daß man mir vorwirft, ich widerspräche mir selbst. Aber das muß auf Kosten meiner mangelhaften Fähigkeit, mich auszudrücken, gesetzt werden.

Vielleicht wäre es am richtigsten gewesen, wenn ich nach Palästina gegangen wäre und mir dort ein Idealmodell gesucht hätte, aber gerade um jene Zeit war die Gesundheit meines Vaters so bedenklich, daß ich nicht wagte, eine größere Reise zu unternehmen, und mich immer dem Pfarrhause so nahe hielt, daß ich es in einer kurzen Fahrt mit der Eisenbahn erreichen konnte. Außerdem sind ja die Juden so über die ganze Erde verstreut, daß es möglich war, überall jüdische Typen zu finden, ganz besonders aber in London, wo sämtliche Wanderströme zusammenfließen. Aber ich wanderte vergebens lange Tage und Wochen durch das Judenviertel und verzweifelte schon an dem Erfolge meiner Bemühungen. Ich fand Typen und Modelle zu den Aposteln, aber nicht zu dem Meister.

Um mich etwas zu erholen, fuhr ich zum Sonntag nach Brighton, wo ich mich der Kirchenparade auf dem freien Plage anschloß. Es war an einem schönen sonnigen Morgen eines der ersten Novembertage. Die sich weit ausdehnenden grünen Rasenflächen, die See und der darüber lachende blaue Himmel vereinigten sich zu einem freundlichen Bilde, das selbst durch die verunzierenden Logterhäuser mit ihrer geschmacklosen Stukkatur nicht verdorben werden konnte. Über den Scharen fröhlicher Spaziergänger schwebten die bunten bunten Sonnenschirmchen der Damen wie ein Schwarm bunter Schmetterlinge. Es amüsierte mich, zu beobachten, wie die Bedelle ängstlich darüber wachten, daß sich keine ärmlich gekleideten Leute zu der Kirchenparade eindrängten, und der Anblick der übertrieben elegant aufgepußten Juden, die merkwürdigerweise an der Festlichkeit teilnahmen, erntete mich an das

von mir so sehr gesuchte Modell zu meinem Bilde. Aber mein Auge schweifte vergebens über sie hin, allen diesen Gestalten fehlte jene Würde und Schönheit, die ich oft bei den ärmsten Israeliten gefunden hatte. Da ganz plötzlich wurde mir ein Anblick, der mein Herz vor Freude hoch klopfen ließ. Auf dem Randsteine einer dem Plage gegenüberliegenden Straße saß ein ungeschlachter, zusammengekauert, mit einem Kasten bekleideter Jude. Unter dem kleinen grünen Muschelhute entdeckte ich das von einem langen ungekämmten schwarzen Barte umrahmte Antlitz, nach dem ich mich so sehr gesehnt hatte. Er hatte den Kopf gesenkt und gönnte dem bunten fröhlichen Treiben keinen Blick, als ob auch das bloße Anschauen nicht gestattet wäre. Ich war gerade im Begriffe, dieses seltsame Wesen, das so unbeweglich und in sich versunken darsaß, anzureden, als ein Maler der königlichen Akademie, der in Hobe wohnte, mir mit ausgestreckter Hand und herzlichem Gruße entgegenkam und mich in eine lebhafte und angeregte Unterhaltung zog. Ich sah sehnsüchtig zurück; es war beinahe, als wolle die Akademie mich von der wahren Kunst fortziehen.

Bitte, entschuldigen Sie einen Augenblick. Ich möchte mir nämlich nur die Adresse jenes alten Burschen geben lassen, sagte ich.

Er sah sich um und schüttelte mit lachendem Vorwurf den Kopf.

Ach so! Ein passendes Modell zu einer schmutzigen und häßlichen Studie! O über euch jungen Leute!

Mein Herz empörte sich gegen die Selbstbefriedigung, die er über seine eignen konventionellen Klitschen und Niedlichkeiten empfand.

Hinter dieser Häßlichkeit und dem Schmutze sehe ich das Antlitz des Heilands, erwiderte ich. Auf der Kirchenparade habe ich ihn nicht gefunden.

Was, machen Sie jetzt in Religion? sagte er mit hellem Lachen.

Nein, aber ich muß jetzt gehn, sagte ich und wandte mich zurück.

Eine Weile stand ich dort, als ob ich die lustigen, bunten Sonnenschirmchen beobachten wollte, aber in Wahrheit studierte ich meinen Juden. Ja, in dieser eigentümlichen Gestalt, die so seltsam zusammengekauert auf dem Pflaster der Straße saß, entdeckte ich in dem Ausdruck des Gesichtes die tiefe Traurigkeit und das Geheimnisvolle, nach dem ich solange vergebens gesucht hatte. Ich wunderte mich über die Einfachheit, mit der er solange in seiner demüthigen Stellung verharrte. Ich sagte mir, daß er der Repräsentant des Ostens sei, der auf den Steinen wie auf einem Diwan tief nachdenkend darsaß, während der Westen mit Sonnenschirmchen und dem Gebetbuch in der Hand paradierte. Mich wunderte es, daß die Pedelle ihn nicht bemerkt hatten. Genügte es ihnen, daß der Jude den heiligen Grund der Kirchenparade und die etwas weniger heiligen daranstoßenden Spaziergänge nicht zu betreten wagte, oder würden sie, wenn ihr wachsameres Auge die dürftige Gestalt erspähte, ihn auch von diesem Plage verweisen?

Ich näherte mich ihm endlich und sagte: Guten Morgen! Er erhob sich, und ohne ein Klagerwort schien er sich rasch entfernen zu wollen, wie einer, der es gewohnt ist, überall fortgejagt zu werden.

Guten Morgen! sagte ich noch einmal, aber diesmal in deutscher Sprache, denn bei meinen nutzlosen Wanderungen durch London hatte ich mehrfach die Erfahrung gemacht, daß die Juden der verschiedensten Nationen sich in einem verdorbenen Deutsch, dem sogenannten Jiddisch, zu verständigen pflegen.

Er hielt inne, scheinbar beruhigt. Gut Morgen! sagte er leise. Ich sah nun, daß er von königlichem Wuchse war, wie einer der Söhne Enaß, und daß in seinem ganzen Wesen ein seltsames Gemisch von Majestät und Demut zum Ausdruck kam.

Verzeihen Sie, fuhr ich in absichtlich schlecht gesprochenem Deutsch fort, darf ich eine Frage an Sie richten?

Er machte ein seltsam bejahendes Zeichen, indem er die Achseln zuckte, wobei auch seine Handflächen leicht in die Höhe fuhren.

Suchen Sie vielleicht Arbeit?

Warum wünschen Sie das zu wissen, erwiderte er, meine Frage, wie das die Juden sehr gern tun, mit einer andern Frage beantwortend.

Ich denke, daß ich Ihnen dazu verhelfen kann, sagte ich.

Wünschen Sie Geseßesrollen von mir ausgeschrieben zu haben? erwiderte er in ungläubigem Ton. Sie sind ja gar kein Jude!

Dennoch habe ich vielleicht Beschäftigung für Sie, sagte ich. Wollen Sie mit mir kommen?

Ich merkte, daß uns einer der Bedelle schließlich aufmerksam beobachtete, und ging daher mit meinem Modell rasch in eine Seitenstraße hinein. Es fiel mir auf, daß er lahnte, als ob er wundte Füße hätte. Er verstand nicht ganz, welche Art von Arbeit ich von ihm verlangte, aber er begriff, daß er wöchentlich ein Pfund Sterling verdienen könne, und das genügte, denn er war dem Hungertode nahe. Als ich ihm dann sagte, daß er Brighton verlassen und mit mir nach London gehn müsse, sagte er wie von heiliger Scheu ergriffen: Das ist der Finger Gottes! Seine Frau und seine Kinder waren in London.

Sein Name war Israel Quarriar, seine Heimat Rußland.

Das Bild wurde schon am Montag Morgen angefangen. Israel Quarriar beehrte das Atelier mit seiner Gegenwart. Seine edle Gestalt, das ernste, tragische Antlitz, das demütigte, gesenkte Haupt, der lange Bart, der ihm das Aussehen eines Propheten verlieh, machten einen rührenden und zugleich anregenden Eindruck auf mich.

Es ist der Finger Gottes, murmelte auch ich und machte mich begeistert an die Arbeit.

Ich arbeitete meist in verzücktem Schweigen — vielleicht wirkte die Schweigsamkeit meines Modells ansteckend. Aber ganz allmählich, während des tagelangen ungestörten Beisammenseins überwand seine scheue Seele die Zurückhaltung, und nach und nach erfuhr ich die Geschichte seiner Leiden. Ich gebe die Erzählung, soweit mir das möglich, mit seinen eignen Worten wieder; habe ich doch während der Pausen seine Worte, wenn sie besonders charakteristisch erschienen, sorgsam niedergeschrieben.

Zweites Kapitel

Die Geschichte des Modells

Ich bin hierher gekommen, weil das Leben in Rußland mit der Zeit unerträglich für mich geworden war. Durch ein paar Generationen hindurch sind wir Quarriars Inhaber eines Wirtshauses gewesen, auch meine Eltern und ich haben dadurch unser Brot verdient. Aber Rußland hat uns den Lebensunterhalt genommen, indem es das Branntweinmonopol einführte, und hat uns dadurch dem Elend preisgegeben. Was sollte ich mit meiner großen Familie anfangen? Ich hatte immer gehört, daß man in London wie in Amerika menschlich dächte und obdachlosen Fremden ein gewisses Mitleid entgegenbrächte. Das sind nicht Länder wie Rußland, wo es keine Wahrheit gibt. Die Sorge um meine Kinder drückte schwer auf mir. Es sind alle fünf Mädchen, und in Rußland ist ein Mädchen, wenn es auch noch so schön, gut und klug sein sollte, wenn es keine Mitgift bekommt, gezwungen, jede Gelegenheit zum Heiraten zu ergreifen, selbst wenn der betreffende Mann ihm so unsympathisch wie möglich sein sollte. All dies kam zusammen, um mir Rußland zu verleiden. Ich

machte also all meine Habseligkeiten zu Geld und brachte dadurch eine Summe von 350 Rubeln zusammen. Man hatte mir versichert, daß die Reise nach London für mich und meine Familie kaum mehr als 200 Rubel kosten würde, und ich berechnete daher, daß mir dann immer noch 150 Rubel bleiben würden, um das Leben in dem neuen Lande zu beginnen. Dennoch wurde es mir unendlich schwer, mein Vaterland zu verlassen, aber wie der Muschik sagt: „Wenn es sein muß, so geht es.“ So trennten wir uns also unter vielen Tränen von unsern Freunden; wir hätten es niemals gedacht, daß wir in unserm Alter uns noch eine neue Heimat suchen müßten. Aber was blieb uns übrig? Wie der Muschik sagt: „Wenn das Lamm nicht zur Schlachtbank gehn will, wird es dahin getrieben.“ So brachen wir also auf, um nach London zu gehn. Wir kamen bis nach Njota an der österreichischen Grenze. Als wir dort am Bahnhof saßen und darüber nachsannen, wie wir es wohl anstellen sollten, uns über die Grenze zu schmuggeln, kam plötzlich ein sehr gutmütig aussehender Jude mit ehrwürdigem Barte, zwei langen Ohrlocken und einem Gürtel um die Taille auf den Perron. Er wusch sich umständlich die Hände an der Wasserleitung und betete laut und mit großer Andacht das Ašher Voger. Nachdem er sein Gebet beendet hatte, blickte er uns alle erwartungsvoll an, und wir alle sagten: Amen! Dann schlug er den Rockärmel zurück, streckte die Hand aus, begrüßte mich mit den Worten Schalom Aleichem und fragte mich dann, wie es mir und den Meinen erginge. Er begann bald von den Schwierigkeiten zu erzählen, die uns an der Grenze gemacht werden würden.

Dann sagte er mir: Ich als ein Iſh košher (das heißt ein streng ritueller Jude) will Euch helfen, und zwar nicht des Geldes wegen, sondern nur um der Mizwah (der guten Tat) willen.

Ich schöpfte Verdacht und dachte, woher kommt es, daß er weiß, daß wir über die Grenze wollen? Deine Freundlichkeit ist mir verdächtig. Aber wenn wir den Dieb notwendig haben, schneiden wir ihn sogar vom Galgen ab.

Elzas Razelias hat sich wirklich als ein Schuft erwiesen, dessen Hilfe wir jedoch nicht entbehren konnten. Ich fragte ihn, was er dafür verlange, wenn er uns über die Grenze helfen würde. Er antwortete mir folgendermaßen: Ich sehe wohl, daß Sie ein kluger und anständiger Mann sind. Sehn Sie meinen Bart und meine Ohrlocken an, und Sie werden einsehn, daß ich Sie in keiner Weise zu übervorteilen beabsichtige. Ich will eine Mizwah vollbringen und nur so ganz nebenbei ein wenig Geld damit verdienen.

Dann warnte er mich, auf keinen Fall den Bahnhof zu verlassen, weil es in den Straßen Juden ohne Bart gebe, die mich ohne weiteres verraten und bei der Polizei angeben würden. Es gibt eben nicht viele Razelias in der Welt, sagte er. (Wollte Gott, daß selbst dieser eine nicht darin existiere!)

Dann fuhr er fort: Schütten Sie Ihr Geld hier auf den Tisch, wir wollen zunächst mal feststellen, wieviel Sie haben, und dann will ich es Ihnen wechseln.

O, sagte ich, ich muß mich zuerst danach erkundigen, wie der Wechselkurs steht.

Als Razelias das hörte, schnellte er zurück und rief: Ho! ho! Es sind die Juden Eurer Art, die schuld daran sind, daß der Messiah (Messias) nicht kommen kann, und daß sich die Befreiung Israels immer wieder verzögert! Wenn Sie in die Straße gehn, werden Sie dort bartlose Juden finden, die Ihnen viel mehr Wechselgebühren anrechnen werden als ich, ja die Ihnen sogar all Ihr Geld wegnehmen möchten. Ich schwöre es Ihnen bei Messiah Ben David, den mein Auge zu erblicken hofft, daß ich nicht daran denke, Geld verdienen zu wollen! Ich wünsche Ihnen Gutes zu tun, weil ich hoffe, daß diese kleine Mizwah mir im Himmel angerechnet wird.

Ich ließ mich von ihm bereben, und er wechselte mein Geld. Nachher fand ich, daß er mich um volle fünfzehn Rubel beschwindelt hatte. Elzas Razelias gleicht dem russischen Wegelagerer, der den vorüberziehenden Bauern beraubt.

Wir sprachen nun darüber, wie er uns über die Grenze helfen wolle, und er schwor hoch und teuer bei seiner koschern Jidischkeit, daß die Sache ihn selbst fünfundsiebzig Rubel kosten würde.

Diese Nachricht fiel mir schwer auf das Herz, weil man mir gesagt hatte, daß es höchstens zwanzig Rubel für uns alle kosten würde, und ich sagte ihm das. Darauf antwortete er: Wenn Sie andre Juden mit kurzen Bärten suchen, so werden die Ihnen das Doppelte abfordern. Trotzdem ging ich in die Straße, um einen andern Helfer aufzufinden. Der wollte es auch wirklich billiger tun, sagte, daß Razelias ein Räuber sei, und versprach mir, mich am Bahnhofe zu treffen.

Unterdessen war Elzas Razelias, der rechtgläubige koschere Jude, sofort zur Polizei gegangen und hatte sie davon in Kenntnis gesetzt, daß ich und meine Familie aus Rußland fliehen wollten, um nach London zu gehn. Wir wurden ohne weiteres arretiert und mit unserm sämtlichen Gepäc in eine schmutzige Zelle geworfen, die nur durch das eiserne Gitter der Tür Licht erhielt. Man gab uns weder zu essen noch zu trinken und behandelte uns, als ob wir die größten Verbrecher wären.

In Rußland verbietet die Menschlichkeit es nicht, völlig unschuldige Leute beinahe verhungern zu lassen. Der kleine Speisevorrat, den wir in einer Reisetasche hatten, reichte nicht lange aus, und wir wurden fast ohnmächtig vor Hunger. Am zweiten Tage sandte Razelias zwei Juden mit langen Bärten zu uns. Ich hörte, wie die Tür unsers Kerkers geöffnet wurde. Dann kamen sie zu uns herein und sagten mir: Wir sind hierher gekommen, um Ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen, aber es fällt uns gar nicht ein, dies umsonst zu tun. Wenn Ihnen Ihr Leben und das Ihrer Familie teuer ist, so raten wir Ihnen, der Polizei siebzig Rubel zu geben, wir selbst verlangen nur zehn Rubel für unsere Freundschaft. Sie haben ferner Razelias achtzig Rubel dafür zu bezahlen, daß er Ihnen über die Grenze hilft; wenn Sie das nicht tun, läßt sich die Polizei nicht bestechen. Verschmähen Sie es, unsern guten Rat anzunehmen, so sind Sie verloren.

Was sollte ich darauf antworten? Wie konnte ich die letzte Kopfeke weggeben und dann mittellos in einem fremden Lande ankommen? Jeder Rubel, den er mir abzwackte, war ein Stück meines Lebens. Mein Weib und meine Töchter fingen an zu weinen, und wir baten um Erbarmen. Habt Mitleid mit uns! riefen wir. Sie aber antworteten: In einer Grenzstadt wohnt das Mitleid nicht. Geben Sie uns das Geld. Nur dann wird man Mitleid mit Ihnen haben.

Sie schlugen die Tür hinter sich zu, und sie wurde wie vorher fest verschlossen. Unsere Tränen, unser Rufen half nichts. Meine Kinder weinten laut vor Todesangst. O Wahrheit! Wahrheit! Rußland! Rußland! Wie niederträchtig behandelst du die Schuldlosen! Wie ist es nur möglich, daß sich in einem aufgeklärten Lande solche Dinge ereignen können!

Water, Water, sagten meine Kinder, gib alles fort, nur laß uns nicht in diesem Kerker vor Hunger und Angst umkommen.

Aber selbst wenn ich es jetzt gewollt hätte, so konnte ich doch hinter der verriegelten Tür nichts machen. All unser Rufen war nutzlos. Endlich gelang es mir doch, die Aufmerksamkeit eines Gefängniswärters, der in dem Korridor die Wache hielt, auf uns zu ziehen.

Rufen Sie einen Juden hierher, sagte ich ihm, ich möchte ihm sagen, in welcher übler Lage wir uns befinden. Er antwortete: Halten Sie das Maul, wenn

Sie nicht wollen, daß man Ihnen die Zähne einschlägt. Begreifen Sie denn nicht, daß Sie ein Gefangener sind? Sie wissen sehr gut, was von Ihnen gefordert wird.

Ja, ich verstand es nun — mein Geld oder mein Leben!

Am dritten Tage unsrer Gefangenschaft fingen unsre Leiden an beinahe unerträglich zu werden; die russische Kälte machte uns erschauern, und unsre Kräfte ließen nach. Wir glaubten schon, daß dieser Kerker unser Grab würde, und wir gedachten Razelas als unsers Todesengels. Hier, so schien es, waren wir verdammt, des Hungertodes zu sterben. Wir verloren die Hoffnung, die Sonne wieder zu erblicken. Denn wir kannten Rußland nur zu wohl. Sagt doch schon das russische Sprichwort: „Wer die Wahrheit sucht, wird den Tod finden.“

Aber endlich schlen der Gefängniswärter doch Mitleid mit unserm Jammer zu empfinden, er ging und holte die zwei Juden wieder herbei. Wir sagen es Ihnen jetzt zum allerletztenmale. Geben Sie uns das geforderte Geld, und wir werden uns dafür erkenntlich zeigen und Ihnen helfen. Es geschieht aus Mitleid mit Ihrer Familie.

Ich protestierte nicht länger, sondern gab ihnen alles, was sie von mir forderten; alsbald erschien dann Elzas Razelas und sagte vorwurfsvoll zu mir: Es ist charakteristisch für die Juden, daß sie nie eher mit dem Gelde herausrücken wollen, als bis sie gezüchtigt worden sind. Ich antwortete Elzas Razelas darauf: Ich glaube, Sie wären ein ehrenhafter und frommer Jude. Wie konnten Sie eine arme Familie so behandeln?

Er erwiderte darauf trocken: Auch ein ehrenhafter und frommer Jude muß Geld verdienen.

Darauf führte er uns aus dem Gefängnis und schickte nach einem Wagen. Raum hatten wir darin Platz genommen, als er sechs Rubel dafür verlangte. Nun, was konnte ich machen? Wir waren eben in Räuberhände gefallen, und ich mußte mein Geld hergeben. Wir fuhren zu einem Hause, wo man uns ein kleines Zimmer anwies, in dem wir ein paar Stunden warten mußten, weil, wie es schien, noch nicht alle nötigen Vorbereitungen zu unserm Überschreiten der russischen Grenze getroffen waren. Wir mußten dafür drei Rubel bezahlen. Endlich führte man uns zu der Grenze, die hier durch einen schmalen, ganz leichten Fluß gebildet wird. Man ermahnte uns ernstlich, so leise und vorsichtig als möglich zu sein, da wir, wenn die Soldaten uns entdecken sollten, ohne weiteres erschossen würden. Ich mußte meine Hosen hochstreifen, um durch das Wasser zu waten, während ein paar handfeste Männer meine Familie hinübertrugen. Meine zwei großen Bündel jedoch, die all mein Hab und Gut, unsre Kleider und Haushalts-schätze enthielten, blieben auf der russischen Seite. Plötzlich entstand ein wildes Durcheinander. Die Soldaten, die Soldaten! Versteckt euch, rasch, in den Wald, in den Wald!

Als endlich alles wieder ruhig wurde — es waren übrigens gar keine Soldaten sichtbar geworden —, gingen die Männer zurück, um unser Gepäck zu holen, aber sie brachten nur eins der Bündel herüber. Das andre, das viel mehr als hundert Rubel wert war, war verschwunden. Unsre Klagen halfen nichts. Razelas sagte: Seid ruhig. Auch hier seid ihr noch von Gefahren umdroht.

Ich verstand, daß er falsches Spiel mit mir getrieben, aber ich war hilflos seinen Händen überliefert. Er führte uns in sein Haus, wo das uns gebliebne Gepäck deponiert wurde. Als ich etwas später in die Stadt ging, begegnete ich dem Rabbi, bei dem ich mich beklagte. Aber er zuckte nur die Achseln und meinte: Was könnte ich solchen Erpressern gegenüber ausrichten? Sie müssen sich in den Verlust finden.

Ich kehrte wieder zu meiner Familie in Razelias Haus zurück. Er warnte mich, mich in der Straße sehen zu lassen. Ich war nämlich auf meiner Wandrung durch die Stadt einem Manne begegnet, der mir sagte, daß er uns für 28 Rubel pro Kopf bis nach London befördern würde. Razelias war augenscheinlich bange, ich möchte in ehrlichere Hände als die seinen fallen.

Wir fingen dann an, mit ihm über unsre Reise nach London zu sprechen, denn es ist am Ende noch besser, mit einem Teufel zu unterhandeln, den man schon kennt, als wie mit einem, den man noch nicht kennt. Er sagte: Es wird fünfunddreißig Rubel für jeden von euch kosten. Darauf sagte ich: Man hat mir angeboten, uns für achtundzwanzig Rubel hinzubefördern, aber ich will Ihnen dreißig geben. — Got, got! rief er darauf. An einem Juden ist jede gute Lehre verloren! Es ist genau so wie an der Grenze: Sie wollten keine achtzig Rubel bezahlen, und dann hat es Ihnen das Doppelte gekostet. Es wird Ihnen jetzt ebenso gehn, Sie wollen es nicht anders. Man darf einem Juden keine Gefälligkeit erweisen.

Ich hielt also den Mund und nahm seine Bedingungen an. Aber ich fand, daß mir fünfundzwanzig Rubel fehlten, um das Ziel unsrer Reise zu erreichen. Da sagte Razelias: Ich will Ihnen helfen. Ich kann Ihnen die fünfundzwanzig Rubel auf Ihr Gepäck an der Eisenbahn vorschießen, wenn Sie dann in London sind, können Sie es mir später zurückzahlen. Er nahm mein Bündel und brachte es an die Eisenbahn. Was er dort getan hat, weiß ich nicht. Er kam zurück und sagte mir, daß er mir einen Dienst erwiesen habe. (Diesesmal kam es mir wirklich vor, als ob es ein guter Dienst gewesen sei.) Dann nahm er Kuverts und legte in jedes das Fahrgehalt, das wir an den verschiedenen Stationen unsrer Reise zu zahlen hatten. So erreichten wir endlich den Zug und fuhren fort. An jeder Hauptstation bezahlte ich das Fahrgehalt aus einem besondern Kuvert. Unsre Mitreisenden boten den Kindern unterwegs etwas zu essen an, aber wir bewahrten unsern Stolz und nahmen es nur dann an, wenn es köstlicher war. Wir reisten mit einer sehr guten, mitleidigen Jüdin aus Lemberg, die ein Herz von Gold und die köstlichsten Würstchen bei sich hatte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

10. Mai 1908

(Der deutsche Fürstentag in Wien und ein Rückblick auf die Regierung Kaiser Franz Josephs. Der Schluß des Reichstags und seine Ergebnisse; ein Wort zur Reichsfinanzreform.)

Das Kaiserjubiläum in Wien am 7. Mai hat sich zu einer höchst eindrucksvollen Kundgebung gestaltet, an der die ganze Bevölkerung den wärmsten Anteil nahm; es war vor allem eine Feler des deutsch-österreichischen Bündnisses. Als treuen Bundesgenossen und als Muster fürstlicher Pflichterfüllung hat unser Kaiser den greissen Jubilar begrüßt, und indem dieser selbst sich feierlich zu diesem Bündnis bekannte, hat er, verzichtend auf jede Erwähnung dessen, was ihm vorausgegangen ist, ausdrücklich das monarchische Prinzip betont, das den beiden verbündeten Reichen ihre Festigkeit verbürge. Uns ändern aber wird es verstattet sein, einen